

Michael Krämer



Die Zeit – das Leben – der Tod
Literarische Texte und Hinweise

Eine Veranstaltung im Rahmen der Ausstellung
„Auf Leben und Tod“
Ein Projekt der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Jahr 2000

Vorbemerkung

*Die Welt des Glücklichen ist eine andere Welt als die des Unglücklichen.
Wie auch beim Tod die Welt sich nicht ändert, sondern aufhört.
Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht.
Wenn man unter Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer, sondern
Unzeitlichkeit versteht, dann lebt der ewig, der in der Gegenwart lebt.*
Wittgenstein, Tractatus

Wenn von Leben und Tod die Rede ist, dann ist über den Tod wenig zu sagen, weder in der Alltagssprache noch in der Literatur, in der Philosophie nicht und nicht in der Theologie.

Was uns betrifft, ist das Leben, und als ein Teil des Lebens, das Sterben. Und was uns etwas angeht, sind die Toten. Der Tod wird anschaulich an anderen oder in der euphemistischen Personalisierung als Freund Hein, als das Skelett der mittelalterlichen Totentänze, als der Sensenmann. Doch all diese Bilder sagen mehr über die Lebenden und ihr Leben als über den Tod aus.

Todesfälle
(1977)

So sehr ich versuche, mich mit meinem eigenen Tod vertraut zu machen, so ertappe ich mich doch dabei, daß ich die Todesfälle ringsum, sie mögen mir noch so nahegehen, wie fremde Zufälle registriere, historische Vorkommnisse, die ihre Spuren hinterlassen, aber vorübergehen.

Selbstverständlich weiß ich, daß ich selber sterben muß. Selbstverständlich weiß ich auch, daß das Ende mir immer näherrückt, ich richte mich darauf ein, treffe praktische Vorbereitungen. Selbstverständlich weiß ich gewiß und bestimmt, daß ich sterben werde, daß ich nicht mehr sein werde. Aber es ist sonderbar: Wenn ich genau darauf achte - im geheimsten glaube ich nicht daran. Wahrscheinlich ist es uns gar nicht möglich, im Ernst daran zu glauben, daß wir sterben müssen. »Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen!« Wir bitten darum wie der Psalmist, aber wir können es gar nicht wirklich lernen.

Dolf Sternberger

Wir wissen, dass wir Wesen in der Zeit sind, dass am Ende nicht die Zeit, sondern dass wir vergehen. Und dann wenden wir es doch wieder auf die Zeit, die uns schädigt. Die Stunden werden zum Anderwort für den Tod: Die Inschrift einer vierhundert Jahre alten Sonnenuhr verdeutlicht das. „Feriant omnes – ultima necat“ (alle verletzen – die letzte tötet).

Die Literatur hat in Jahrhunderten nach Bildern für die Gefährdung des Menschen gesucht. Es gab Dichter, die sich dem Kampf gegen den Tod verschrieben haben, Elias Canetti war ein solcher Autor. Und das dem Tod so sehr verfallene 20. Jahrhundert hat sich mit dem Tod, dem unzeitigen Tod zumal literarisch mindestens eben so sehr beschäftigt wie die Zeit des Barock oder der Religionskriege. „Media vita in morte sumus“ „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen“ (in der Lutherschen Übersetzung): Das ist nicht das

Bewusstsein unserer Zeit. Und dennoch sind wir täglich mit dem Tod konfrontiert, über die Medien und oft genug auch real auf der Straße, im Krankenhaus...

Wir sind beim Menschen. Wir sind bei der Notwendigkeit für seine Befindlichkeit nach Ausdruck zu suchen. Der Tod ist kein Ereignis des Lebens, aber das Sterben ist es und die Toten sind es.

1. Mensch

Auf den Menschen lässt sich im Deutschen kein Reim machen. Aber es ist der Mensch mit seiner Zeit, seinem Leben und Sterben der einzige Gegenstand der Literatur. Und sie, die Literatur, zeichnet seismographisch die Ebenen und Verwerfungen, die Höhen und Tiefen menschlichen Daseins auf. Sie entspricht damit dem, was etymologisch im Namen „Mensch“ angelegt ist: „Memento“ und „αμνηστικός“ sind etymologisch mit dem Wort „Mensch“ verwandt. Der Mensch ist nach diesem Befund das Wesen, das sich erinnern und das aus dem Erinnern Zukunft entwerfen und Gegenwart interpretieren kann.

Literatur ist der immer wieder von Neuem unternommene Versuch einer solchen Interpretation, eines solchen Entwurfs. In einer kleinen, von H.G. Adler erzählten Legende wird das deutlich:

Als nun Adam auf dem Felde baute, von dem er genommen war, wurde er traurig, und Eva, voll Mitleid, forschte nach seinem Kummer. Adam sagte: „Siehst du die Cherubim nicht mit ihren hauenden blanken Schwertern, daß sie den Weg uns verwehren zum Baume des Lebens? Siehe, ich lebe und begehre das Leben, aber der Herr hat gesagt, ich bin Erde und soll wieder zur Erde.“ Eva wußte den Rat: „Geh und mach ein Zeichen dem Herrn, daß er unseren Wunsch erkenne und erhöere.“ Da brach Adam vom Fels einen Stein und beschlug ihn und meißelte Zeichen seines Wunsches hinein; im Schweiß seines Angesichtes wurde ihm hierfür von oben die Gabe der Schrift verliehen, die er in seiner Not selbst erfunden zu haben glaubte. Adam zeigte Eva den Stein, sie lobte ihn, und Adam schleuderte ihn gegen die Richtung, wo die

Cherubim standen. Vom Glanz ihrer Augen und Schwertspitzen wurde Adam geblendet, daß er nicht sah, wo der Stein zu Boden fiel. Auch war ein solches Sausen in der Luft, daß er nicht hörte, wann der Stein sein Ziel erreichte.

Wieder war Adam traurig, und wieder sprach Eva ihm zu: „Siehe, du weißt nicht, was mit dem Stein geschehen ist. Fürchte dich nicht, behaue einen neuen Stein, gib ihm das Zeichen unseres Wunsches und schleudere wieder.“ Adam tat, wie Eva ihm geheißen. Er tat es noch oft und tat es immer, wenn ihn die Trauer auf seinem Felde verzehrte. So hat Adam, der Legende nach, den Brief erfunden, und der erste Brief war ein versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies.

H.G.Adler

In dieser Legende wird erkennbar, was es mit der Literatur auf sich hat: Sie entsteht häufig aus der Trauer, das heißt: aus kritischen Lebenssituationen heraus, sie will interpretatorisch dem Leben Dauer geben („der Baum des Lebens“) und sie ist immer wieder der Versuch perspektivischer Aneignung, ein Wurf nach dem verlorenen Paradies eben, das sie aber niemals erreichen wird. Dennoch hält Literatur das Bewusstsein davon wach, dass es dieses Paradies gab und dass es jene Kategorie Zukunft sein möge, die uns eben zukommt.

Allerdings rettet Literatur nichts. Sie nimmt nur wahr. Und sie schärft denen, die sich mit ihr einlassen, den sprachlichen Wahrnehmungssinn.

Unterwegs nach Utopia I

Vögel: fliegende Tiere
ikarische Züge
mit zeretztem Gefieder
gebrochenen Schwingen
überhaupt augenlos
ein blutiges und panisches
Geflatter

nach Maßgabe der Ornithologen
unterwegs nach Utopia
wo keiner lebend hingelangt
wo nur Sehnsucht
überwintert

Das Gedicht bloß gewahrt
was hinter den Horizonten verschwindet
etwas wie wahres Lieben und Sterben
die zwei Flügel des Lebens
bewegt von letzter Angst
in einer vollkommenen
Endgültigkeit.

Günter Kunert

Noch einmal, aus einer anderen Perspektive, wird hier menschliche Zeit dargestellt. Anders als bei Adler, der das Schreiben als „versuchten Wurf nach dem verlorenen Paradies“ versteht, beschreibt Kunert *Utopia* als eine Region, die niemand lebend erreicht, als einen Ort „jenseits der Menschen“ (Celan), und das Gedicht erhält bei ihm eine besondere Richtung: Es streckt sich nicht nach Utopia, sondern es „gewahrt“ in dem, was da in irgendeine Zukunft hinein sich bewegt, „die zwei Flügel des Lebens“: „wahres Lieben und Sterben“, Leben und Tod als unabdingbar Zusammengehöriges. Auch dieses Gedicht hat sich damit dem Erinnern verschrieben: Was „gewahrt“ wird, wird nicht nur wahrgenommen, es wird auch bewahrt, vielleicht ohne die Hoffnung, die in Adlers Text aufscheinen will, aber im Sinne eines Eingedenkens (Walter Benjamin) und im Bewusstsein, dass Utopia kein Ort für die Menschen ist, dass Leben und Tod in ihrer Zusammenhörigkeit diesseits des Erinnerns sind, und dass das Diesseits der einzige Raum menschlichen Lebens ist, dass menschliche Existenz immer „auf Leben und Tod“ geht.

2. Es ist Zeit

CORONA

Aus der Hand frißt der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde.
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehn:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.

Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.

Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,

wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße:
es ist Zeit, daß man weiß!

Es ist Zeit, daß der Stein sich zu blühen bequemt,
daß der Unrast ein Herz schlägt.

Es ist Zeit, daß es Zeit wird.

Es ist Zeit.

Paul Celan

„Corona“ ist das Titelgedicht des Gedichtbandes „Mohn und Gedächtnis“. Es steht in diesem Band zwischen dem Gedicht „Spät und tief“ und der „Todesfuge“. Beides sind Gedichte, die der Shoah gelten, der Vernichtung der Juden während der Zeit des Nationalsozialismus. Dass dies Gedicht hier verortet ist, zeigt, dass es etwas anderes als ein einfaches Liebesgedicht ist, auch wenn der erste Augenschein dies vermuten lässt.

Schon das Stichwort „Herbst“ nimmt Bezug auf das vorausgehende Gedicht: „Spät und tief“: „Wir stehen im Herbst unserer Linden...“ heißt es dort. Und der Gedicht-Titel weist auf die geschichtliche Situation hin: Spät und tief in der Geschichte, nicht an ihrem Ende. Und das sprechende Ich, auch dieses Gedichtes, ist ein Ich, das um seine Situation weiß: Deshalb „wir sind Freunde“, der Herbst und das Ich, und es gibt ein Bündnis zwischen beiden: das Blatt. Es ist das Blatt des Herbstes, weil es sich dieses späten geschichtlichen Datums eingedenk weiß. Diese geschichtliche Situation drängt auf ein Ende oder ein „Weiter“. „Spät und tief“ endet in seiner zweiten Fassung: „Es komme, was niemals noch war: Es komme ein Mensch aus dem Grabe.“ Das wäre die – von der Literatur nicht erreichbare – Befreiung, die Überwindung des Todes, das endlich erhaltene Recht des Lebens.

Da das nicht herstellbar ist, versucht dieses Gedicht, „Corona“, einen anderen Weg: Es sucht die Zeit zu beschleunigen: „Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehen.“ Es gelingt jedoch nicht, „Die Zeit kehrt zurück in die Schale.“

Und nun versucht das Gedicht, die geschichtliche Situation näherhin zu qualifizieren, allerdings nicht, indem sie sie beschreibt, sondern indem es sich selbst als Spiegel versteht. Und so gelingt es dem Gedicht Endzeit aufs Neue zu artikulieren: In diesem „Spiegel ist Sonntag“. Der Sonntag ist jener Tag, der die Siebenzahl der Wochentage um einen Tag überschreitet, er ist also der achte Tag der Weltgeschichte. Und damit verweist er auf Ähnliches, wie im Gedicht „Spät und tief“ mit der Endzeile angesprochen ist: den Menschen aus dem Grabe. Ostern ist der achte Tag. Wenn dieser Sonntag tatsächlich die Weltgeschichte transzendiert, dann haben sich alle Träume erfüllt, dann kann im Traum geschlafen werden. Und unter dieser Bedingung kann auch der Mund das tun, wozu er geschaffen ist, die Wahrheit sagen... und zugleich sind diese Sätze, ist dieses Gedicht, Wahrsagung vor der Erfahrung einer tödlichen Zeit, die zu erinnern alles andere unmöglich erscheinen lassen muss: Die in der Geschichte verloren Gegangenen fordern den Sonntag im Eingedenken der Lebenden.

Natürlich stellt sich die Frage, woher das Gedicht, woher das sprechende Ich die Kraft beziehen will, jenen Sonntag zu erwirken. Und aus diesem Grund beginnt das Gedicht eine Liebesgeschichte, die Geschichte einer innigen Begegnung zu erzählen. Es findet sich in den Worten und in den Bildern eine eigenartige Vieldeutigkeit: Dass das Auge hinabsteigt, zeigt, dass hier Wahrnehmung zu einer Anstrengung gerät. Und „das Geschlecht der Geliebten“ ist durchaus doppeldeutig: Es verweist auf Erotik und Genealogie. Ein „Ansehen“ ist diese Wahrnehmung, kein Erkennen, denn „Dunkles“ ist im Spiel. Und auch hier wieder wird bedeutungsvolle Ambivalenz evoziert: Dunkel ist die Sprache der Liebe, Dunkel ist aber auch, was der Erinnerung innewohnt. Und das Gedicht redet nicht von..., es tut was es sagt, es nimmt die Sprache wahr, „redet wahr“,

es verdunkelt sich selbst:

„Wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis“. Mohn, das bedeutet Rausch, Betäubung, vielleicht sogar Tod - als Metapher, Gedächtnis, ein abstrakter Begriff, ist die Notwendigkeit, die das Gedicht überhaupt zu Wort kommen lässt. Und eins ist ins andere verwoben, dunkel und unauflösbar. Vom Mohn geht es zum Schlaf in einer Assoziations- oder besser Konnotationsreihe, und noch einmal wird beides, Rausch und Bewahrung, aufgenommen: Die Muschel als das Bewahrende, das Gefäß, zugleich ein Signal für Erotik (vgl.: Die Geburt der Venus aus der Muschel) und der Wein als das Rauschmittel. Wieder wird die Konnotationkette weiter geflochten: Von der Muschel zum Meer, und vom Meer zu dessen Gegenpart, dem Mond, der es bewegt zu Ebbe und Flut. Aber es wird diese Beziehung als Blutstrahl beschrieben, ein Name, der dem Mond im Allgemeinen nicht zukommt. In der Literatur z.B. der Romantik ist vom „Silberstrahl des Mondes“ die Rede. Wenn hier von Blut gesprochen wird, dann wiederum in jener ambivalenten und dunklen Weise, die das Gedicht auszeichnet: Blut ist in der jüdischen Tradition der Sitz des Lebens, und es wurde sinnlos vergossen in der dunklen Zeit, von der „Spät und tief“ und die „Todesfuge“ deutlicher sprechen, die aber auch in die Worte dieses Gedichtes einfließt.

Angesichts dieser Situation wollen die Liebenden aber Eindeutigkeit, *sie* wollen, dass die Zeit voran kommt, deswegen veröffentlichen sie ihre Liebe: „Es ist Zeit, dass man weiß...“ Was sollte da zu wissen sein? Wie sollte das Dunkle, das in diesem Gedicht sich ausspricht, aufgehellt werden. Es wäre das Unmögliche zu erwirken, der „Mensch aus dem Grabe“, „der Stein zum Blühen“, der „Unrast ein Herz“. Doch geht diese Forderung aus Liebe und Eingedenken nicht auf, „die Zeit kehrt zurück in die Schale“,

das Gedicht kehrt zu seinem Anfang zurück, indem es trotzig oder resigniert am Ende noch einmal anmahnt „Es ist Zeit“.

Zeit wozu aber? Zum Leben? Zum Sterben? Es bleibt das Bewusstsein drängender Zeit übrig, die aber ist ungefüllt....

Jahre später antwortet Ingeborg Bachmann, der Celan nach dem Krieg in Wien begegnete, auf dieses Gedicht. Und ihr Gedicht ist nur noch Klage, keine Liebe wie „Mohn und Gedächtnis, nur noch „gestundete Zeit“.

Die gestundete Zeit

Es kommen härtere Tage.
Die auf Widerruf gestundete Zeit
wird sichtbar am Horizont.
Bald muß du den Schuh schnüren
und die Hunde zurückjagen in die Marschhöfe.
Denn die Eingeweide der Fische
sind kalt geworden im Wind.
Ärmlich brennt das Licht der Lupinen.
Dein Blick spurt im Nebel:
die auf Widerruf gestundete Zeit
wird sichtbar am Horizont.

Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand,
er steigt um ihr wehendes Haar,

er fällt ihr ins Wort,
er befiehlt ihr zu schweigen,
er findet sie sterblich
und willig dem Abschied
nach jeder Umarmung.

Sieh dich nicht um.
Schnür deinen Schuh.
Jag die Hunde zurück.
Wirf die Fische ins Meer.
Lösch die Lupinen!

Es kommen härtere Tage.

Ingeborg Bachmann

Damals , nach dem Krieg, war Celans erster Gedichtband erschienen: „Der Sand aus den Urnen“. Bachmann liest Celans Gedicht offensichtlich als Liebesgedicht. Und sie liest Celans „es ist Zeit“ wohl unter dem Akzent des Forderns und des Wollens. Und dagegen stellt sie ihre „auf Widerruf gestundete Zeit“, wer hat sie gestundet? „Drüben versinkt dir die Geliebte im Sand...“: Was bei Celan den Anschein erweckt, die Geschichte in lichtere Weiten öffnen zu wollen, die Liebe, das ist bei Bachmann dem Verdikt des Untergangs ausgesetzt, und wie bei Celan die Liebe immer wieder etwas zu sein scheint, das Rettungsmöglichkeit ist, so geht auch der Widerruf Bachmanns auf katastrophische Gesichtsperspektiven zu: Beide bleiben angesichts der Erfahrungen dunkler Zeit nicht beim Einzelnen und seiner Liebe. Leben ist für beide eingebunden in

den größeren Zusammenhang der Zeiterfahrung. Es ist „der Sand aus den Urnen“, in dem die Geliebte versinkt, der das Lieben unmöglich macht. Und darin finden beide zueinander: Auch bei Celan hat der Tod, der unzeitige Tod, das letzte Wort im wörtlichen Sinn. Und dennoch wehrt er, der Überlebende der Shoah, sich immer wieder dagegen. Und es ist wohl seine Form des Gedächtnisses, des Eingedenkens, des erinnernden Umgangs mit den Toten seines Volkes und seiner Religion, die ihn immer wieder von Atemwende, von – ja sogar – Rettung sprechen lässt.

Beide wissen sehr genau, dass Dichtung nichts rettet: „Dichtung – diese Unendlichsprechung von lauter Sterblichkeit und Umsonst“ (Celan, Bühnerpreisrede). Aber eine Unendlichsprechung ist es, ein Offenhalten, und es ist ein Nicht-Verloren-Geben-Wollen. Eine Hoffnung, die Celan – unsicher und mit einem „wer weiß“ versehen – in seiner Bühnerpreisrede äußert, ist, dass in der Dichtung als einem Gespräch auch der ganz Andere, das ganz Andere zu Wort kommt, dass die Dichtung, mit Walter Benjamin zu sprechen, jene schmale Pforte offen hält, durch die der Messias in die Geschichte eintreten kann.

3. Liebe und Tod: Wider die Funktionalität

„...dann lebt der ewig, der in der Gegenwart lebt.“ (Wittgenstein). Im Shirhashirim, dem Lied der Lieder, heißt es, *die Liebe sei stark wie der Tod*. Darüber nachdenkend, wie sich eine solche Aussage für den einzelnen verstehen lasse, bin ich zu Wittgenstein zurückgekommen. Und von dort aus wiederum zu Celans Corona und Bachmanns „Gestundete Zeit“. Und beide bestätigen auf ihre Weise Wittgenstein, beide kommen im Kontext der Liebe auf die Zeit zu sprechen: Bei Celan heißt es: „Es ist Zeit, dass der Unrast ein Herz schlägt.“ Eine solche Aussage kommt aus dem Augenblick des Liebens, der Dauer sucht und das Unmögliche will.

Peter Härtling schreibt sein „Spätes Liebesgedicht“ aus einer ähnlichen Perspektive:

SPÄTES LIEBESLIED

Komm, wir gehen Berge versetzen.
Wir stülpen die kranke Erdhaut um.
Komm, wir spielen mit dem Entsetzen
Und nehmen Katastrophen nicht krumm.

Komm, wir lieben den Himmel herunter.
Er schmutzt das weißeste Linnen ein.
Komm, wir dichten die Finsternis bunter
Und kehren bei den Giftmischern ein.

Komm, wir fügen uns zusammen
Zu einem Stein, der im Feuer besteht.
Komm, hab keine Furcht vor den Flammen.
Komm, ehe der Welt der Atem vergeht.

Peter Härtling

Zwar ironisch gebrochen, wie manche Wendung und manches Bild in diesem Text verraten, will dieses Gedicht doch Erde und Himmel in Bewegung setzen, Feuer und Nacht bestehen und selbst geschichtliche Katastrophen überwinden aus der Erfahrung der Liebe. Natürlich geht das nicht. Und doch geht es: Im Augenblick des Liebens ist es so.

Wenn dagegen die Liebe nicht hält, was sie verspricht, wenn anderes, wenn Unheil dazwischen getreten ist, wenn Abschied und Trennung stattgehabt haben, dann zeigt sich die Zeit der Liebe als bloß gestundete Zeit, dann erscheinen die Träume, die scheint's wahrgewordenen („Im Traum wird geschlafen“) nur noch als löschbare Blüenträume : „Lösch die Lupinen“! Dann tritt ins Leben etwas, das den Tod schon an sich trägt: Die Funktionalisierung, die Messbarkeit, die gemessene und gezählte Zeit.

Kleiner Exkurs zum Thema Zeit:

Tempus Zeit Tempo

Was ist unser Sinn für die Zeit? Das Erinnern? Das Atmen? Das Hoffen?
Die Uhr?

Irgendwann in den Siebziger Jahren tauchten in der Literatur jene ominösen grauen Herren auf, die den Menschen Zeitsparkonten anboten. Da ließ sich eine Menge Zeit finden, die einzusparen wäre: Weniger schlafen, kürzer essen, seltener lieben »Der Spiegel« rechnete vor kurzem vor, dass wenn wir auf den »kleinen Tod« verzichten würden, wir immerhin fast eine Stunde Lebenszeit gewinnen könnten...-: Also wenn wir nur auf all die funktionslos verbrachte Zeit. verzichten würden, so die grauen Herren, wäre bald ein hübsches Zeitpölsterchen angespart. Nur hatte anscheinend niemand *mehr* Zeit durch all die Ersparnisse, im Gegenteil die Zeitsparenden wurden ihrerseits nun ganz grau und leblos, so berichtet Michael Ende in seinem Roman „Momo“. Der nimmt dann, wie es Märchen so wollen, doch noch ein gutes Ende. Und wir fragen uns, was wir denn nur unter Zeit verstehen; dass wir überhaupt glauben können, sie ließe sich irgendwie einsparen.

In den germanisch-romanischen Ländern, also allen jenen, die für die Zeit Worte wie »temp«, »time«, »tide«, »tempo« und eben auch »Zeit« kennen, macht schon die Etymologie deutlich, was wir von der Zeit wissen:

Sie ist etwas Ein- und Abgeteiltes, etwas Zerschnittenes. Uns ist die Zeit ein Maß, und also etwas Messbares. Das wissen auch unsere »Zeitwörter«, die fünf, und im Griechischen und im Sanskrit sogar sechs, Zeiten kennen:

Ich war gewesen, ich bin gewesen, ich war, ich bin, ich werde, nun ja und: ich werde dereinst gewesen sein. So ist die Zeit uns eine Aneinanderreihung von Zeitpunkten, Augenblicken, die durchaus unverbunden stehen können: Was geht mich das Gestern an, ich lebe heute, und nach mir die Sintflut. Und deswegen: Tempo, voran, neue unberührte Zeitabschnitte gesucht, nachdem auf der Erde sonst schon nichts Unberührtes sich mehr findet, bleibt, aber Tempo, als letzte Herausforderung die Zeit, in immer kleinere Einheiten zerlegt, in Milli- und Nanosekunden (Die neuen Speicherbausteine im PC brauchen immer noch 6 Nanosekunden, um neuen Inhalt aufzunehmen ...).

Kairos

Das ist ein kleiner Gott, auf Zehen laufend, mit Flügeln an den Füßen, ein Messer in der Hand und auf dem Kopf vorn ein Schopf und hinten Glatze. So ließe sich die Gelegenheit beim Schopfe packen, schaute man ihr nur ins Gesicht.

Kairos - καιρος - ist ein zentrales Ereigniswort des Neuen Testaments: το πληρομα του χρονου: Die Fülle der Zeit, oder anders übersetzt, da auch χρονος das Zeitmaß meint: Die Situation, in der das Maß der Zeit voll ist, weil so viel an Vergangenheit sich ereignet, dass Zukunft mit ins Spiel kommt; Während der griechische Begriff ursprünglich die günstige und einzige Gelegenheit meint, spiegelt sich im neutestamentlichen Kairos ein anderes Umgehen mit Zeit. Das dort kristallisierte Zeitempfinden hat mit dem kulturellen Kontext zu tun, aus dem es stammt, und das ist der jüdisch semitische.

Nun kennt das Hebräische kein Wort für das Abstraktum Zeit. Es gibt nur ein Wort für den erfüllten Augenblick - der entspräche dem neu gefüllten »Kairos« - und ein Wort für die Dauer in der Vergangenheit oder der Zukunft (bisweilen mit »Ewigkeit« übersetzt). Und die hebräischen Verben sind keine Zeitwörter, sie kennen keine Zeiten, sie sind Handlungswörter, die vom Standpunkt des Handelnden aus eine Handlung als abgeschlossen oder unabgeschlossen beschreiben. Natürlich lässt sich auch im Hebräischen von Gestern und Heute und Morgen sprechen. Aber wenn ich vom Morgen spreche, gerät das Morgen ins Heute und befragt es daraufhin, was heute vom Morgen schon da ist. Und wenn ich vom Gestern spreche, dann mischt sich das Gestern ins Heute und ist nicht mehr nicht und nicht mehr einfach vorbei.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird nun deutlich, dass Liebe den „Kairos“ im Sinne hat und fühlbar macht und aus dieser Kairos-Erfahrung heraus an Wandel glaubt. Wo diese Erfahrung jedoch ad absurdum geführt wird, da beginnt wieder die zählbare Zeit und damit das zählbare und abgezählte Leben.

Die Würfel

Wir werden geworfen. Wir werden gezählt nach unseren Augen. Wer viele Augen hat, hat ein Ansehen. Wer wenig Augen hat, gilt als verworfen.

Wir wollen ein guter Wurf sein. Wir leiden an unseren Ecken und Kanten. Am liebsten wären wir rund. Die Nummer, auf die wir am Ende zu stehen kommen, macht uns bewegungslos.

Wir haben jeder eine Chance und sechs Augen. Öfters fallen wir unter unser Niveau. Dann wissen wir, was unten liegt, zählt nicht.

Wir rollen aus. Wir rollen ein. Einäugigkeit zählt nicht. Zweiäugigkeit ist gering. Drei Augen schielen nach oben. Vier Augen sind ein Gewinn. Fünf sind eine Sicherheit. Sechs sind das Größte. Mehr als sechs haben wir nicht. Wir sind Würfel. Unsere schlechten Augen träumen, uns einmal selbst zu werfen. Das wäre ein Wurf. Der gelingt uns

Peter Maiwald

Wenn das Zählen unser Zugang zur Zeit und zum Leben ist, dann schränken wir damit unsere Wahrnehmungsfähigkeit, vor allem unsere sprachliche Wahrnehmungsfähigkeit und damit auch unser Interpretationsvermögen auf eine Weise ein, die einem Autor wie Ernst Jandl ein zynisches Sprachspiel abnötigt:

woher nimmst du die zeit?

nun, ich schaue auf die uhr
und schaue wieder auf die uhr
und wieder auf die uhr
daher nehme ich die zeit.

beziehungsweise, ich entferne
das oberste blatt des kalenders
und entferne wieder das oberste blatt des kalenders
und wieder, daher nehme ich die zeit.

oder ich öffne den taschenkalender
und habe eine woche vor mir
dann wieder eine woche
und dann wieder, usw.
daher nehme ich die zeit.

oder ein blick auf die zeitung
des heutigen tags

Ernst Jandl

Mag ja mancher meinen, die Uhr zeige tatsächlich die Zeit an. Und ein anderer: die Tatsache, dass im Kalender noch Wochen offen stehe, zeige auch die Offenheit, die zeitliche Offenheit des eigenen Lebens an. Spätestens der Blick auf die Zeitung des laufenden Tages zeigt genügend Bruch und Tod, dass all die Zeitgläubigkeit des Zählenden sich erledigt durch die große letzte Unfunktionalität: den Tod.

Wenn das Shirhashirim darauf verweist, dass die Liebe stark wie der Tod sei, dann eben auch in der Weise, dass sich da zwei Unfunktionalitäten kosmischen Ausmaßes gegenüberstehen. Darüber lässt sich in Bildern sprechen, gegen den Tod und für die Liebe lässt sich die Erinnerung engagieren, dem Begriff entzieht sich diese Polarität.

Auf einer Gesellschaft

Was machen Sie?
fragte ich den jungen Mann.
Ich schreibe an meiner Doktorarbeit,
war die Antwort:
über Zeit
und Ewigkeit.

Und was machen Sie?
Ich denke gerade
an meinen verstorbenen Vater,
sagte ich.

Da lächelte der junge Mann,
verhalten, wie es nur die überlegenen
Geister können.

Rainer Malkowski

Wenn es im Kontext von Leben und Tod zuallererst um Leben und Sterben und um die Lebenden und die Toten geht, dann bleibt als Antwort auf den Tod für die Toten die Erinnerung und für die Lebenden die Klage. Die Erinnerung ist wie das Hoffen unser Zeitsinn, jener Sinn, der sich auf die nicht funktionalisierte Zeit richtet. Und die Klage ist

unsere Form des Ausdrucks dafür, dass wir mit der Zeit vergehen. Die Literatur hat nach Klageworten gesucht seit den Zeiten der Psalmisten.

Eine solche Perspektive geht quer zu dem, was gesellschaftlich gelebt wird und im Bewusstsein ist: Da gibt es vor der Vorstellung zählbarer und gezählter Zeit nur den Gedanken, dass immer schon alles irgendwie weiter geht und dass im übrigen, beruhigender Weise, alles zum Leben Notwendige und sogar mehr als das, jederzeit vorhanden oder erwerbbar ist:

Einige Vorzüge der Zivilisation

Es kommt, woher wohl, von selbst,
aus dem Wasserhahn Wasser, seltsam
durchsichtig, wunderbar kalt,
auch Mohnstrudel werden gebracht,
Sicherheiten vertrieben, aus Gold,
aus Gummi, dumme Dinge, wahlweise
intelligent, in die du dich hüllen,
die du schlucken, lesen kannst,
und Schachteln erbaut man dir,
in denen du fährst, wohnst, stirbst.

Du läutest lediglich, zahlst,
schon ist die Feuerwehr da, die Lust,
Ölgemälde hängen an der Wand,

Schamteile teilen sich mit,
Koks kommt in kleinen Tüten.
Prompt klopft der Gerichtsvollzieher,
Elendsviertel werden herangeschafft,
Tonnen von Hundefutter, bleich
und zahlreich wie Teerosenblätter
entrollen sich Traumgrundstücke.

Was du brauchst, nicht brauchst,
ist einsatzbereit, Nirwanas
in allen Preislagen, Haßmasken,
Liebesknochen, Extras, siehe,
wälzen sich vor dir
auf dem Boden, es windet
für deine Vene der Schlauch
sich schon, und lieferbar ist,
Gott sei Dank, für den Fall
des Falles das Stearin

und für die taktvolle Totenmesse
die Bratsche, die Bratsche, die Bratsche.

Hans Magnus Enzensberger

4. Klage und Eingedenken

Die Anfälligkeit des Menschen für den Tod war auch früheren Generationen geläufig. Und sie haben sich so oder so, klagend oder akzeptierend, zum Tod gestellt: Der Ackermann von Böhmen klagend, widerständig und dann akzeptierend, Matthias Claudius nennt den Tod gar Freund. Viele im 16. und 17. Jahrhundert entstandene Kirchenlieder wissen um die Allgegenwart des Todes, beklagen sie und rufen die Hilfe Gottes dagegen auf. Zu jenen Zeiten war das Sterben im Alltag präsenter als heute: Menschen lebten nicht so lange, und jeder Mensch erlebte mehr als einen natürlichen oder unzeitigen Tod im Laufe seines Lebens. Abschied war überall, Krankheit wurde schnell zur Todesgefahr und die Religionskriege, insbesondere der 30jährige Krieg brachten Tod und Elend vor allem über die deutschen Lande. Und vielfach galt das Los der Toten – unter dem Vorzeichen himmlischer Hoffnung – als glücklicher denn das der Lebenden.

Das 20. Jahrhundert hat der Realität des Sterbens eine neue erschreckende Dimension hinzugefügt: Die Dimension der Massentötung, der industriellen Vernichtung von Menschen und – wenn sich auch im allgemeinen das Wort tödlich nicht steigern lässt – die immer tödlicher wirkenden Kampfmittel bis zur Strahlungs-, bis zur Atombombe. Angesichts dieser Entwicklung bekommen Erinnerung und Klage im 20. Jahrhundert – gerade in der Literatur – eine neue, eine andere Bedeutung.

Inconnue de la Seine
(1977)

Jeder Tote ist jemandes Toter. Er ist ein Toter nur für Lebende. Nicht für sich selbst ist der Tote ein Toter, er kann es nicht sein.

Auch der keine Angehörigen hinterläßt, der aufgefunden wird, ohne daß ihn jemand kannte, ist ein Toter doch noch für jemanden, mindestens zum Beispiel für die Polizei, für die Friedhofsverwaltung, für die Vermischten Nachrichten und ihre Leser, gelegentlich, wie im Falle der Inconnue de la Seine, für die Schwärmerei eines Kontinents.

Wenn die Lebenden nicht wären, so wären auch keine Toten. Wären alle Lebenden gestorben, so gäbe es nicht etwa nur noch Tote, sondern es gäbe auch keine Toten mehr. Wenn es keine Lebenden mehr geben wird, wird es auch keine Toten mehr geben.

Dolf Sternberger

Angesichts der massenhaften Tode im 20. Jahrhundert hat das Erinnern neue Bedeutung bekommen. Wer erinnert sich denn der Toten, der gezählten und aufgelisteten, der ungezählten, wer hat die Kraft solchen Erinnerns, wer hält das aus? Kein einzelner, kein Mensch vermag das. Und doch gab es Menschen, die es versucht haben. Und weil es in der Shoah Juden waren, die die Massentötungen trafen, so hat

das jüdische Erinnern, das „Zachar“ neue Bedeutung erhalten – auch für die Nicht-Juden und vielleicht gerade für uns deutsche Nicht-Juden.

Oftmals haben die Dichter sich in ihren Gedichten alter Sprachformen bedient, der (modifizierten) Form des Psalms zum Beispiel.

Das Erinnern führt zur Klage darüber, dass die Erinnerten nicht mehr sind, darüber dass sie doch noch sind, aber nur als „Nichts“, als Leerstelle, darüber dass diese Leerstelle schmerzt und nicht heilen will. Und die Klage führt zur Anklage, zum Prozess, in dem es um Recht und Unrecht, um Sühne und Wiedergutmachung gehen müsste, wenn denn wieder gut zu machen wäre. Und so führt – selten, aber doch – die Klage bisweilen zur Vergebung, ohne dass dadurch je Vergessen einträte.

Wer klagt, klagt an. Und wer anklagt tut dies im Bewusstsein seines Rechtes. Und es äußert sich Stolz auch in solcher Anklage bisweilen. Aber es ist ein absurder Stolz, der Königspurpur des Schmerzes und des Menschseins, weil Gedächtnis da ist, Memento, „ἀνάμνησις“ und damit – endlich und trotzdem – Menschsein.

Psalm

Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm,
niemand bespricht unsern Staub.
Niemand.

Gelobt seist du. Niemand.
Dir zulieb wollen
wir blühen.

Dir
entgegen.

Ein Nichts

waren wir, sind wir, werden
wir bleiben, blühend:
die Nichts-, die
Niemandrose.

Mit

dem Griffel seelenhell,
dem Staubfaden himmelswüst,
der Krone rot

vom Purpurwort, das wir sangen
über, o über
dem Dorn.

Paul Celan

Psalm nennt sich dieses Gedicht und verweist damit auf eine alte jüdische Form des Gebetes. Es beginnt mit einer Klage darüber, dass keine Neuschöpfung sei, weil niemand da ist, der sie beginnen könne.

Und dann wird der Niemand zum Du, zum Angesprochenen. Die Leerstelle „Du“ entspricht jener Leerstelle im Herzen, die die Verlorenen ausmachen.

Niemand und Nichts – von dieser Parallelität lebt das Gedicht. Und von der Beziehung zwischen beiden, die einseitig als Blühen benannt wird. Ein blühendes Nichts. Und zugleich eine Rose und damit der Verweis auf das sprechende Wir: Die Rose war ein mittelalterliches Kennzeichen der Juden.

Und im letzten Schritt, den das Gedicht tut, der zugleich Zusammenfassung und Öffnung bedeutet, der in den alten Klagepsalmen der Hoffnung auf den rettenden Eingriff Gottes galt, findet sich auch hier ein „Darüber hinaus“:

Die Rose wird zum Inbegriff der Verlorenen: Der Griffel, der die „Narbe“ trägt und zugleich Schreibwerkzeug ist: seelenhell. Der Staubfaden, der an den Staub der Toten erinnert: Himmelswüst, und dann die Krone, das Zeichen der Würde und des Königtums des Menschen auch im Schmerz und auch im Tod, der Würde, die allein das Erinnern zu retten hofft und das Lied, das dem Erinnern gilt. Ein Lied, das einfach im „über, o, über“ sich aufhält und immer wieder und so Transzendenz sucht, um das Erinnerte, um die Erinnerten über o über de(m)n Dorn zu retten.

Und wenn das Leid zu groß, der Tod zu mächtig, das Sterben zu viel wird?

Als der große Schrecken kam
wurde ich stumm -
Fisch mit der Totenseite
nach oben gekehrt
Luftblasen bezahlten den kämpfenden Atem

Alle Worte Flüchtlinge
in ihre unsterblichen Verstecke
wo die Zeugungskraft ihre Sterngeburten
buchstabieren muß
und die Zeit ihr Wissen verliert
in die Rätsel des Lichts -

Nelly Sachs

Nelly Sachs nimmt ihren Sprechverlust angesichts der Schrecken der Shoah zum Anlass, nach dem Aufenthalt der Worte zu fragen. Und sie bezieht Menschen und Worte aufeinander: So wie sie als Mensch zum Flüchtling wurde, so sind auch die Worte, die doch dem Menschsein und der Menschwerdung gelten und dienen, angesichts der Unmenschlichen und der Unmenschlichkeit zu Flüchtlingen geworden. Was bleibt, sind Bilder einer nicht mehr sprachlichen Umsetzung von Hoffnung: Licht und Sterngeburten, ein neues Alphabet, eine hoffentlich rettende Sprache, die nicht mehr von Menschen buchstabiert wird. Bei Celan heißt das in ähnlicher Weise: „Es sind noch Lieder zu singen / jenseits der Menschen“ (Fadensonnen).

Bis in die Gegenwart hinein trägt die Literatur, nicht nur die Lyrik, ebenso die Prosa ihrer Erinnerungsaufgabe Rechnung. Hannah Johanssen etwa, mit ihrem „Roman von einem Kinde“, Schlink mit „Der Vorleser“, Georg Brun, Otto F. Walter...die Reihe ließe sich fortsetzen, auch die Erinnerungsbücher von Günter de Bruyn und Günter Kunert z.B. zählen hierzu...

Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Die Toten sind es sehr wohl. Und die Sprache ist der einzige Ort des Erinnerns.

„Was bleibt aber stiften die Dichter“, glaubte man wohl früher. Diesen Glauben finden wir nicht einmal mehr bei den Dichtern selbst. Auch das ist eine Klage. Und sie findet in Sprache statt, im Sprechen, auch wenn die Sprache zu verstummen scheint.

WAS BLEIBT

Das Haus der Welt ist schlecht gebaut,
ich sitze krumm und schief darin.
Ach Sprache, meine stumme Braut,
sag mir, wo ich zuhause bin.

Hier steht ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
da ist noch Brot und dort ist Wein.
Was bleibt? Versteinertes Gemisch
aus Sätzen vom Lebendigsein.

Der Sinn der Wörter ist die Haut,
die langsam auseinanderfällt.
Ach Sprache, meine stumme Braut -
das Aug weint, was die Silbe hält.

Werner Söllner

Aus einer anderen, auch einer Flüchtlingserfahrung, zugleich auch aus der Erfahrung unserer Gesellschaft und unseres Sprechens: Dichter und Sprache als Brautpaar. Eine Stumme Braut. Ohne Sprache kein Zuhause – und dennoch Brot und Wein. Und am Ende: Die Träne – Leben.

5. Alles hat seine Zeit

Was bleibt

Von allem nichts mehr, denn ich habe
genug und ich hatte zuviel.

Ich hatte Gedächtnis. Ich grabe
darin wie halb im Spiel

noch einmal vergeblich, vergesse,
wie alles eigentlich war
und ein bloßer Schein nur: ich messe
die Zeit nicht mehr, Jahr um Jahr.

Ich lasse mir Zeit jetzt und lasse
den Tag mit dem Tage vergehen.
Von allem bleibt nichts. Und ich fasse
in Luft nur und nenn' es Geschehen.

Karl Krolow

Alt und lebenssatt zu sterben, das war einmal das Begehren der Menschen, als das Altwerden mit Mühsal verbunden war, schon früh, und irgendwann ein Genug sich einstellte. Und hier redet ein heutiger alter Mann, ein Dichter, der „genug“ sagen kann. Und er lässt zurück, was war, und kommt vielleicht dort an, wo auch die Liebe ihren Ort

hat, in der Funktionslosigkeit, er greift sie auf: „ich fasse in die Luft...“: Ist das nun Resignation oder ist es Weisheit, oder gehören diese beiden Perspektiven zusammen?

Es gibt eine Vielzahl solcher Texte, einer der schönsten – er ist leider für diesen Artikel zu lang – stammt von Dieter Wellershoff und heißt „Zikadengeschrei“. Er berichtet von einer Altersliebe, einer ungelebten Altersliebe, und kennt trotzdem eine eigenartige Form der Erfüllung.

Es gibt sogar den zwinkernden Umgang mit dem Alter und dem Tod:

EIN GAST

Das Alter klopft an meine Tür:
„Du bist da drin, ick spüre dir.“

Ich mach nicht auf und flüstere schwach:
„Lern du zuerst mal deutscher Sprach!“

Worauf der Gast zu gehen geruht.
Ey, Alter, das ging noch mal gut.

Robert Gernhardt

Oder auch von Peter Maiwald, der den Tod personifiziert:

MEIN TOD

Ich hab dem Tod ins Aug geblickt.
Er nahm mich wahr. Er hat genickt.

Ich hab dem Tode mich gezeigt.
Er hat gelacht. Er hat gezeigt.

Ich hielt dem Tod mein Leben vor.
Er kannt' es, öffnete das Tor.

Peter Maiwald

Da haben wir wieder das Motiv des Totentanzes, aber mit zwinkerndem Auge. Und wie sieht es aus? Das Ich steht dem Tod in seiner Personifizierung gegenüber? Wer personifiziert denn heute noch den Tod? Wo begegnen wir Heutigen dem, den man besser nicht bei seinem Namen nennt, dem Meister Hein...? Das geöffnete Tor: Weisheit? Übersprung in ein anderes Leben? Resignation lässt sich aus diesem Text nicht lesen.

Gleichgültig, ob eine geschichtliche oder eine biographische Perspektive avisiert wird. Der Tod als Bild, als Gegenüber fordert auf zur Überschreitung, selbst wenn es zwinkernd geschieht: Das Sterben kennt das Leben. Und der Augenblick des Sterbens, so scheint es, ist für viele eine Konzentration des Lebens: So vielleicht sind auch die christlichen Bilder vom Danach zu Verstehen. Denn auch das Christentum weiß nichts zu sagen über Himmel, Hölle und Fegefeuer. Es gibt nur das geöffnete Tor. Und

manchmal im Märchen (Bruder Lustig) auch die lächelnde Weise der Überlistung.
Aber, wie gesagt im Märchen. Und sonst?

Ein alter, ein biblischer Test, mehr als 2200 Jahre alt, geht gelassen um mit der
Tatsache, dass der Wind weht, die Wellen rauschen und des Menschen Leben
vergeht:

KOHELET

Alles hat seine Stunde. Für jedes Ge-
schehen unter dem Himmel gibt es eine
bestimmte Zeit:

eine Zeit zum Gebären / und eine Zeit
zum Sterben, / eine Zeit zum Pflanzen / und
eine Zeit zum Abernten der Pflanzen,

eine Zeit zum Töten / und eine Zeit zum
Heilen, / eine Zeit zum Niederreißen / und
eine Zeit zum Bauen,

eine Zeit zum Weinen / eine Zeit für die
Klage / und eine Zeit für den Tanz;

eine Zeit zum Steinewerfen / und eine

Zeit zum Steinesammeln, / eine Zeit zum
Umarmen / und eine Zeit, die Umarmung zu
lösen,

eine Zeit zum Suchen / und eine Zeit zum
Verlieren, / eine Zeit zum Behalten / und
eine Zeit zum Wegwerfen,

eine Zeit zum Zerreißen / und eine Zeit
zum Zusammennähen, / eine Zeit zum
Schweigen / und eine Zeit zum Reden,

eine Zeit zum Lieben / und eine Zeit zum
Hassen, / eine Zeit für den Krieg / und eine
Zeit für den Frieden.

Es sind gefährliche Aussagen, die der Prediger trifft, wenn ich sie als Norm nehme, als Beschreibung haben sie ihr Recht. Zu konstatieren, dass etwas so ist, legt nahe, dass gut sei, was ist. Aber das ist nicht das Ansinnen des Kohelet. Was ist, das ist. Und was war, das war. Und die Beschreibung ist die Gegenwart: Es nimmt nicht die Angst zu wissen dass alles seine Zeit hat. Es ist keine Hoffnung darin. Es ist der hoffnungslose Versuch, zu sagen was ist. Und es ist eine hoffnungslose Perspektive. Angesichts der Toten dieses Jahrhunderts, des Zwanzigsten, wirkt diese Perspektive zynisch. Bis dahin konnten Menschen sich damit befreunden. Und vielleicht ist es immer noch eine

Perspektive auf das eigene Leben? Wenn ich einfach ein sterblicher Mensch bin?
Wenn ich nicht einer der Überlebenden bin?

HERBST

Es stürzen Blatt um Blatt
Und jedes Blatt stürzt
sich zu Tode

Ich bewege mich auf den Park zu.
Der Park kommt mir nicht mehr entgegen.
Er geht zu Ende.
Wie ein Roman.

Elisabeth Borchers

Der Herbst: Wir sind am Anfang dieses Nachdenkens, der Herbst als Freund, alles hat seine Zeit, und die Zeit will doch voran: Und dann die Erfahrung: „jedes Blatt stützt sich zu Tode“. Das Ende ist wieder einmal ins Bewusstsein geraten, diesmal nicht als mögliche Zukunft, diesmal eher im Sinne des Kohelet: Alles hat seine Zeit. Aber diese Gelassenheit zu erreichen – angesichts einer Welt, die das Ende leugnet und es permanent zelebriert?

Grenzwerte

Es braucht weniger, als du denkst:

drei Tage Schluckauf
eine kaputte Heizung
Vertrauensverluste in Tokyo
Haarrisse im Primärkreislauf
Seekrankheit
Sauerstoffmangel
Zahnweh

Schon zählt das 21. Jahrhundert nicht mehr
Schon wird es dir schwarz vor den Augen
und du bringst es nicht fertig
diese Zeile zu Ende zu lesen

Hans Magnus Enzensberger

So schnell geht das: Das Ende als Einbruch in das Gewohnte. Kein: Es geht weiter-
Kein: Morgen ist auch noch ein Tag. Plötzlich hat nichts mehr Zeit. „Alles hat seine
Zeit“ wird zur Illusion – und ich der, mit dem es nicht mehr weiter geht. Für die
Zurückgebliebenen, wenn es sie denn gibt, geht dennoch alles weiter...
Alles hat seine Zeit: Das ist keine menschliche Perspektive. Anders: Es ist eine
menschliche Perspektive, nicht aus der Sichtweise des Weisen, sondern aus der
Sichtweise des Toren, und manchmal treffen sich beide Perspektiven.

Was ist, ist nicht so, weil es ist, sondern weil es geschah oder gemacht wurde. Sonst
wäre Rettung eine Möglichkeit. Literatur, dieser versuchte Wurf nach dem verlorenen

Paradies, will Rettung, heimlich, strebend, unerreichbar. Bei Ernst Bloch liest sich das in der Reihung: Tendenz, Latenz, Utopie.

6. Licht – Rettung?

Ich lese regelmäßig die Bibel. Es geht mir dabei weniger darum, Glaube zu finden oder gar zu festigen; Glaube kommt und geht, wann, wo und wie er will; Glaube ist Fluch oder Gnade; wenn der Glaube aber dazu beitrüge, den Menschen zu bessern, könnte man mit ihm tatsächlich etwas anfangen.

Und tatsächlich glaubten sowohl der Evangelist Matthäus als auch Lukas an eine Wiedergeburt; bei Lukas heißt es sogar, Jesus sei ein „Auferstandener“ und habe als Elia, als Johannes der Täufer oder als einer der alten Propheten schon einmal gelebt. Ich will mit solchen Spekulationen nichts zu tun haben. Mir hat ein Leben genügt.

Und wenn Gott die Welt menschlicher machen will, soll er es jetzt tun, hier und heute, ansonsten macht er sich allmählich überflüssig ...

Werner Koch. Altes Kloster

Werner Koch erzählt in seinem Roman „Altes Kloster“ von der Geschichte einiger Menschen, die zum Sterben in dieses Haus gekommen sind. Sie alle sind nicht religiös, aber das Umfeld, obgleich sonst unbewohnt, ist es. Vielleicht macht der Ich-Erzähler hier deutlich, worum es geht: nicht um Kirche, nicht um Religion, es geht um die Rettung der Welt. Und Gott lässt nichts von sich hören: Gott macht sich überflüssig, redundant, funktionslos...

Und was ist mit dem Menschen? Er wird, er ist, er vergeht: Das Judentum weiß schon sprachlich die Grenzen dazwischen nicht. Und so lautet eine alte jüdische Legende in der Darstellung von Werner:

Wir gehen sacht, wir werden nicht gesehen, wir sind unterwegs, du und ich, Kind und Erwachsener, wie in vielen Nächten zuvor, ohne das Zimmer zu verlassen.

Wem gleicht ein Kind im Leib seiner Mutter? Einem zusammengefaltet daliegenden Notizbuch, sagt Arthur. Seine Hände hat es über den Schläfen, seine Ellbogen über den Kniegelenken und seine Fersen über seinen Hinterbacken; seinen Kopf hat es zwischen den Knien liegen, sein Mund ist verschlossen, und sein Nabel ist geöffnet. Es ißt von dem, was seine Mutter trinkt; es scheidet keinen Unrat aus, sonst könnte es seine Mutter töten.

Sobald es an die Luft der Welt kommt, wird, was verschlossen war, geöffnet, und was geöffnet war, verschlossen. Und ein Engel schlägt auf seinen Mund und läßt es die Zeit der Monde, in der es bis zu seiner Geburt gelebt hat, vergessen. Über seinem Kopf wird eine Flamme entzündet, und es späht und blickt von einem Ende der Welt bis zu ihrem anderen Ende hin und schläft hier und sieht einen Traum an anderem Ort. Es gibt keine Tage, heißt es, da ein Mensch in größerer Seligkeit ist.

Frank Werner

Das Paradies – wo hat es seinen Ort? Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, spätestens da wussten sie, dass sie sterben müssen, so heißt es in der Bibel.

Diese kleine, aus jüdischem Erzählen gespeiste Geschichte weiß eine Antwort: „Es gibt keine Tage...da der Mensch in größerer Seligkeit ist.“ Und auch hier ist ein Engel am Werk, ein Engel der Vertreibungscharakter hat: Mit dem Leben beginnt der Tod: Feriant omnes – ultima necat. Die Stunden spielten bis dahin keine Rolle. Geburt und Tod: Gibt es eine Nähe? Die Literatur sucht sie. Und sie sucht sie überall:

WAS FÜR EIN GRUSS

In dem von Dunkelheit
erregten und beruhigten Garten
taucht, was für ein Gruß,
mit scharlachroten Rispen

ein Rittersporn auf, zeigt
und verbirgt, was er ist,
was er verspricht, jetzt
und für immer.

Walter Helmut Fritz

Dieser Gruß ist ein Gruß des Lebens. Der Herbst war der Erntemond. Der Mond stand zum Meer (Corona). Die Hoffnung war die der Beschleunigung. Und jetzt: Alles hat seine Zeit: Was wird denn versprochen: Eine müßige Hoffnung auf ein Morgen? Wir sehen und hoffen? Aus was? Dass Morgen immer wieder eine Möglichkeit ist?

Hoffnung ohne Erinnerung ist eine Katastrophe, weil sie nur das „Es geht immer weiter“ projiziert. Erinnerung ohne Hoffnung ist ebenso katastrophisch, weil sie ein ewiges Es geht nicht impliziert.

Und wie ist es wenn Erinnerung und Hoffnung zusammenwachsen, nicht aus sich selbst, sondern aus Zusage, aus mystischer Sehung?

EINMAL,

da hörte ich ihn,
da wusch er die Welt,
ungesehn, nachklang,
wirklich.

Eins und Unendlich,
vernichtet,
ichten.

Licht war. Rettung.

Paul Celan

Ich ist das Wort, das am Ende übrig bleibt. Was wird aus mir, was wird angesichts der unzähligen Toten aus mir, was wird aus meinem Leben, und kann ich leben angesichts der Milliarden Toten, angesichts der Millionen nur im letzten Jahrhundert angehäuften, im wahrsten Sinn angehäuften Verlorenen ?

Wieder geht es ins Kosmische, wieder geht es um Rettung, um kosmische Kämpfe:
Was haben sie mit mir zu tun, die Sterngeburten der Worte, das Licht, das von
irgendwo her kommt, der Gott, der die Welt wäscht? Was ist die Perspektive, wenn
„eins“ und „unendlich“ Ich werden, in gegenseitiger Vernichtung. Ist dann die Hoffnung
der Mensch? Ist dann der Mensch jenseits des Menschen ...

Nein: Wo immer noch Menschen ihr eigens Denken in den Verbund mit dem ganz
Anderen geschoben haben, wo immer wer glaubte, die Vorsehung in Anspruch
nehmen zu dürfen, wo immer, in Gesellschaft und Kirche, jemand glaubte, im Namen
Gottes zu sprechen zu müssen, da kamen Unmenschen zur Sprache, da ging es
unmenschlich zu. Gott ist nach christlicher Hoffnung Mensch geworden, damit
Menschen nicht mehr wie Gott sein müssen. Damit sie auf Leben und Tod Mensch
sein können, dürfen...

Auf Leben und Tod? Mit einem kleinen Zuhause auf dieser Erde?

Zuflucht noch hinter der Zuflucht
Für Peter Huchel

Hier tritt ungebeten nur der Wind durchs Tor.
Hier ruft nur Gott an.

Unzählige Leitungen lässt er legen
Vom Himmel zur Erde
Vom Dach des leeren Kuhstalls
Aufs Dach des leeren Schafstalls

Schritt aus hölzerner Rinne
Der Regen

Was machst du,
fragt Gott
Herr, sag ich,
was soll man tun
es regnet.

Und seine Antwort wächst grün durch alle Fenster.

Reiner Kunze

Michael Krämer